Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 11

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667914

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVII. Jahrgang | Zürich, 1. März 1934 | Heft 11

Wenn in blauen Vorlenztagen.

Wenn in blauen Vorlenztagen
Alle Lüfte Segen tragen
Und der Pflug mit schweren, vollen
Schnitten teilt die braunen Schollen,
Wagt vom dunklen Grund ein Sehnen
Sich empor zum Licht zu dehnen.

Und ob weiten Länderbreiten
Scheint ein Flehen hinzugleiten,
Daß der tiefdurchpflügten Erde
Neue Kraft zum Blühen werde
Und die anvertrauten Saaten
Ihr zum Segen einst geraten.

Herr, wie Land, vom Pflug zerschnitten,
Flehn die Völker, die da litten,
Fleht die Menschheit, die da spürte,
Wie das Leid die Pflugschar führte:
Herr des Himmels und der Erde,
Gib, daß neuer Lenz uns werde!

Johanna Siebel.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Eine Wendung.

In der Heimat Joggelis schied sich das Volk über dem Deutsch-französischen Krieg in zwei Lager. Die breite Volksmenge, in die von lange her eine allgemeine Überschätzung französischen Wesens eingerissen war, hielt je länger desto stärker zu Frankreich, die Gebildeten neigten auf die Seite Deutschlands.

Und Joggeli, der Träumer? — Im Widerspiel mit der übrigen Jugend von Krug stellte er sich, obwohl er nicht zu den Gebildeten zählte, tapfer zu den Deutschen, vielleicht aus den Erinnerungen an die freundliche Gestalt des Samenmannes von Gönningen, den alten Vater Schuhmacher, der schon längst gestorben war, vielleicht aus Dankbarkeit für die deutschen Bücher, die er gelesen hatte, und aus einem unbewußt treibenden Stammesgefühl. Nur konnte er sich ein kriegerisches Deutschland nicht vorstellen. Zwischen Oberrhein und Meer lagen für ihn der Schwarzwald mit dunkeln Tannen, der Rhein mit fröhlich fahrenden Schiffen, die Städte mit altväterischen Giebelhäusern und Gassen, Dome und Burgen ragten, aus der roten Erde Westfalens erhoben sich tausendjährige Eichen, bei Lüneburg wallten die rötlichen Heideglöcklein, soweit man

sehen konnte, irgendwo in Thüringen stand die Wartburg und bei Wöbbelin die Körnereiche. Das war sein friedliches Bild von Deutschland, er bevölkerte es mit Liebespaaren, die durch die Kornfelder gehen, mit singenden Schifferinnen auf dem Neckar, mit invaliden Großvätern, die unter der Linde am Tor ihren lauschenden Enkeln Geschichten erzählen, mit Studenten und Dichtern, mit Gemütlichkeit und Liederklang. Es war das Deutschland seiner Bücher.

Unter den großen Kriegsereignissen fesselte ihn namentlich die Belagerung von Straßburg, der „wunderschönen Stadt", die, weil sie in so vielen Volksgesängen verherrlicht ist, seine besondere Liebe besaß. Auf den stillen Waldhöhen über den Ufern der Krug ließ sich der Donner der Belagerungsgeschütze erlauschen. Ein kaum vernehmbarer zitternder Seufzer in der Luft! Das war ein Schuß in die Stadt Straßburg hinein. Seufzer auf Seufzer Tag und Nacht. Und wenn man das Ohr auf die Erde legte, wurden sie deutlicher. Joggeli lebte in einer großen Beunruhigung. Wenn die Deutschen das schöne Münster und die kostbare Uhr zusammenschößen, hätten sie seine Freundschaft verscherzt. Da bebte eines Morgens die Luft nicht. Er hörte die überraschende Kunde, edle Bürger von Zürich und Basel seien an diesem Tag mit der Bitte ins deutsche Lager gegangen, wehrlose Kinder und Frauen aus der umzingelten Stadt herausholen und in die Schweiz bringen zu dürfen. Das sei ihnen gestattet worden, und bis der Zug des Elends die Stadt verlassen hatte, hätten die Kanonen geschwiegen. Joggeli freute sich nun still in sich, daß die Deutschen das Vertrauen, das er in sie gesetzt, edelmütig gerechtfertigt hatten, und als sich nach dem Falle Straßburgs die Nachricht verbreitete, das Münster und seine Uhr stehen unversehrt in alter Herrlichkeit, hielt es der Bube erst recht aus vollem Herzen mit Deutschland, da keimte in ihm der unerschütterliche Glaube, daß nächst der Heimat kein Volk mehr Anspruch auf seine Herzensteilnahme erheben dürfe als das deutsche, in dessen Hort Bücher und Kunst, die er liebte, so wohl aufgehoben waren.

Mit schöner Selbständigkeit und in brennender Spannung verfolgte er die Kriegsereignisse, die in Frankreich mit dem Donnergang des Weltgerichts, in Krug mit leidenschaftlichen Parteikämpfen unter der Jugend ihren Weg nahmen, und eines Abends schlug sogar eine Kriegswelle, die mehr als Zeitungsschilderung war, in seine eigene Heimat. Die Deutschen hatten bei grimmer Winterkälte die Armee Bourbakis, über achtzigtausend Mann, durch das Juragebirge auf den neutralen Boden der Schweiz gedrängt, und da die öffentlichen Gebäude für die Menge der plötzlich zugeschneiten Gäste nicht ausreichten, so ging es wie Feuerruf durch die bequemer liegenden Dörfer: „Am Abend gibt's Einquartierung in jedes Haus, jede Scheune ist für die Pferde requiriert." Wülfenberg war einer der Mittelpunkte, von denen aus die Franzosen in das Land verteilt wurden. Endlos lange Eisenbahnzüge brachten die Trümmer des geschlagenen Heers im froststarrenden Frühabend, und durch die Spaliere des einheimischen Militärs und der dichtgedrängten Zuschauerschaft zogen die trostlosen, entwaffneten Bataillone mit Roß und Troß, und unwillkürlich entblößten sich die Häupter vor dem Zug des Unglücks. Im flakkernden Gaslicht gemahnte er an Fastnacht. Zwischen Bettlergestalten, an denen wenig Militärisches mehr zu finden war, glänzten goldstrotzende Offiziersuniformen, zwischen Rotkappen weiße algerische Kopftücher, zwischen durchlöcherten Burnussen Kürassierpanzer. Am elendesten war es um das Schuhwerk bestellt. Soldaten gingen in Lumpen und ungegerbten Fellen, die sie um die Füße gewickelt hatten, Offiziere in bäuerischen Holzschuhen oder zertretenen Pantoffeln, die militärischen Uniformen waren mit Zivilstücken, sogar mit Fuhrmannsblusen und Damenmuffen ergänzt, und viele so zerfetzt, daß die Blöße durch die Lumpen schimmerte. Die meisten Soldaten gingen willenlos den gewiesenen Weg, die einen hinkten, die anderen starrten stumpfsinnig, da und dort loderte in einem Augenpaar das ausbrechende Fieber und der Irrsinn, und manche, die noch nicht ganz stumpf geworden waren, stöhnten, wenn sie aus den Zuschauern ein deutsches Wort hörten, mit einem Fluche auf oder weinten vor Wut, daß man die Waffen abgenommen hatte. Mannschaften und Tiere bluteten aus eiternden Wunden, die Pferde und Maultiere hatten vor Hunger das Sattelzeug angefressen, einander die Schweife abgenagt, die nur mit Haut überzogenen Gerippe stürzten und standen nicht wieder auf, überall war unsägliches Elend bei Menschen und Vieh. So schleppten sich die Bataillone durch die Nacht in die Nachbardörfer von Wülfenberg.

Ein furchtbares Schauspiel! Die Jugend aber hatte prächtige Ferientage, denn die Schulhäuser dienten der Einquartierung. Aus den bunten

Bildern schöpfend, dichtete Joggeli nach Herzenslust und erlebte mitten in den Kriegsbildern etwas sehr Freundliches.

Die Jugend von Krug hatte sich auf einem Hügel über dem Dorf um das Fastnachtfeuer gesammelt, und im Schein der auflodernden Flammen sang sie das Volkslied: „Wo Berge sich erheben." Plötzlich deckten zwei weiche, kühle Hände, die von hinten griffen, die Augen Joggelis, und eine Stimme, die er wohl kannte, flüsterte: „Sage, wer ist da!" „Friedli!"

In der Schlankheit der Jugend, mit lachenden dunkeln Augen, die Grübchen in den Wangen, stand sie überflutet von den roten Flammen. Nur ein Händedruck, aber kein Wort. Da war sie schon in die Nacht entschlüpft.

„Gelt, sie war da?" lachte am anderen Tag die dralle Mareili, „sie war bei mir auf Besuch, sie ist aber doch nur deinetwegen nach Krug gekommen."

Nun war er erst recht erfreut, daß die leichten, weichen, kühlen Hände, die er noch auf den Augen spürte, die Friedlis gewesen waren.

Durch das flüchtige Zusammentreffen ermuntert, beschloß Joggeli seiner Freundin einen Besuch in der Stadt zu machen und ihr die gesammelten Dichternamen und Sprichwörter zu zeigen, damit sie sehe, was für einen schönen und nützlichen Gebrauch er von ihrem Notizbuch gemacht habe. Als er klopfenden Herzens in das hübsch im Grünen liegende Haus trat, kam ihm die Mama Friedlis sehr freundlich entgegen, und die angenehme Frau mit den lebhaften Augen lächelte: „Ah, Jakob Sturm, das ist artig von dir. Schade nur, Friedli ist nicht hier, sie ist nach Nebelfingen gegangen."

Nun war er enttäuscht und empfand gegen einen Herrn, einen Vierziger in dunklem Vollbart, der neben der Mutter Friedlis stand und seine Augen kühl und mißachtend auf den Landbuben geheftet hielt, wachsende Scheu.

„Herr Walther, mein Bräutigam," erklärte ihm Frau Stahr, und obwohl sie ihn liebenswürdig bewirtete, in Neugier und Herzlichkeit eine Menge Fragen an ihn richtete, hatte der schüchterne Besucher doch das Gefühl, er sei ein ungelegener Gast. Der Herr trommelte mit den mageren Fingern ungeduldig auf den Tisch, und als nun Joggeli der Mama Friedlis erzählte, er habe eine Sprichwörtersammlung angelegt, bemerkte er trocken und frostig: „Mein Junge, das ist sehr überflüssig. Die Sprichwörter sind längst bis auf den letzten Stiel in Büchern zusammengestellt."

Da stand Joggeli, der wie auf glühenden Kohlen gesessen war, auf, stotterte irgend etwas Verlegenes, lief aus dem Haus und dachte nur: „Arme Friedli! Jetzt bekommst du einen Stiefvater und dazu diesen unfreundlichen Herrn!"

Als die Frühlingssonne zu scheinen begann, waren die Franzosen der Bevölkerung verleidet. Es gab zwar unter den Soldaten liebenswürdige Gesellen, die bei allerlei bäuerlichen Arbeiten dienstbereit mithalfen, der Rebberg schimmerte eine Weile von roten Hosen, es wurden manche dauernde Freundschaften geknüpft, ein Mädchen aus der Umgebung von Krug zog sogar mit einem Feldwebel als Gattin nach Frankreich, aber man war mit den Offizieren unzufrieden, weil sie wenig zu der Mannschaft sahen, leichtfertige Sitten herauswendeten und, als ihr Vaterland in der Schmach seufzte, Gelage feierten.

Der Aufenthalt der internierten Franzosen in der Schweiz, der etwa zwei Monate dauerte, war ein deutscher Sieg. „Vater" und „Mutter" kamen über „Papa" und „Mama" zu Ehren, die Kinder wurden nicht mehr „Jacques" und „Henri" gerufen, es war nicht mehr vornehm, französische Redensarten in deutsche zu mengen, wenn aber ein Wein sauer und schlecht war, wenn jemand nichts Tüchtiges leistete, nannte ihn der Volkswitz „Bourbaki".

Das war um die Zeit, als Joggeli die Volksschule verließ, in der gütige und verständnisreiche Lehrer seiner Sonderlingsart liebreich durch die Finger gesehen hatten. Er trat in die neugegründete Sekundarschule von Krug über, und unter einem lebhaften, strebsamen jungen Lehrer und einem geistreichen, feurigen Pfarrer bemächtigte sich seiner ein schöner Lerneifer; Mareili, die Freundin Friedlis mit den Wangen wie gesunde Äpfel, die in seiner Klasse saß, sollte nichts Nachteiliges von ihm melden können. Sein Ehrgeiz war erwacht, in der Freude über das bißchen hübsche Handschrift, das er sich angeeignet hatte, begann er aus Eigenem zu schreiben. „Sommerferien" hieß das ansehnliche Heft, das erste Kapitel: „Eine Wanderung in der Sonntagsfrühe". Dann folgten: „Am eidgenössischen Schützenfest", „Als ich auf dem Ütliberg stand", „Die Sage von den Blutbuchen", „Land und Leute an unserem Rhein", „Wo die letzten drei Föhren des Landes ragen" und „Ich wollt', ich wär' ein Müller". Die halb erzählenden, halb schildernden Aufsätze waren

die Ergebnisse kleiner Tagesstreifzüge, die der Junge auf eigene Faust in die weite Umgebung von Krug unternommen hatte. Er war ein leidenschaftlicher Wanderer, und wenn die Aufsätze sonst keinen Vorzug besaßen, so doch den, daß sie ganz „Joggeli" waren.

„So, wie hast denn du die Ferien zugebracht, Geheimnisvoller? Dürfte man deine Schreiberei einmal sehen?" fragte der Vater.

„Nein, das ist für niemand," stammelte Joggeli. „Sogleich bringst du das Heft!"

Zögernd gab es der Bube heraus und dachte: „Jetzt gibt's ein Donnerwetter!"

Der Vater steckte das Heft zu sich, und die Mutter fragte ihr Sorgenkind ängstlich: „Stehen etwa Torheiten darin?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Schreiber kleinlaut.

Nach einigen Tagen sah der Vater Joggeli sehr freundlich an: „Ich habe in deinem Heft geblättert. Und danach würde man meinen, es käme dir jetzt langsam der Verstand. Besonders gefreut hat mich, wie du den Bau einer Eisenbahnbrücke beschreibst. Da spürt man doch, daß ich dich nicht umsonst zu den Maschinen mitgenommen habe. Überhaupt, du hast gesunde Augen. Das Heft behalte ich noch eine Weile."

Der Bube war überglücklich über das unumwundene Lob der Arbeit. Mit ihm Frau Elisabeth. Endlich ein Sonnenstrahl von Joggeli! „Ich glaube, der Vater will noch das Urteil einiger gebildeter Männer über das Heft hören," verriet sie ihm, und er fand die Bestätigung, als ihm bald darauf der Posthalter, der sonst gegen die Jugend gern das Rauhbein herauswendete, zurief: „Jakob Sturm, komm und hilf mir beim Neunuhrbrot. Ich habe deine Aufsätze gelesen. Du kannst einmal Gemeinderatschreiber in Krug werden. Das ist denn doch etwas anderes als ein Dichter."

So gelangte der Bube, der nichts abschreiben konnte, durch Eigenes zu Ehren, er sah klar, wie in Krug die Prosa mehr als die Poesie galt, und sein besonderer Schützer war der Pfarrer, der ihn scherzweise nur „Jakob Notnagel" rief, weil Joggeli dem Manne, der oft über die Köpfe der Jugend hinwegsprach, die Antwort nie schuldig blieb. Das Lob des Pfarrers galt Christoph Sturm um so höher, weil jener sein politischer Gegner war, und seine Augen ruhten in leuchtender Freude auf dem erwachenden Buben.

„Jakob, der Vater geht mit großen Plänen für dich um. Du wirst nur staunen," sagte Frau Elisabeth; ihr geheimnisvolles Lächeln, ihre geröteten Wangen, der warme Glanz ihrer Augen ließen ihn Merkwürdiges erwarten, in seiner Bescheidenheit dachte aber Joggeli nicht einmal so hoch, wie die Pläne des Vaters flogen.

Als er den Eltern einmal Gute Nacht entbot, sah ihn Christoph Sturm ermunternd an. „Du bist jetzt dreizehnjährig," sprach er, „da muß man schon ernsthaft an deine Zukunft denken. Wenn du ja wie die anderen Buben wärest, so wäre es nicht nötig. Du würdest dir eine angemessene Schulbildung erwerben, Lehrling in den Maschinenwerkstätten werden, als Monteur in die Welt gehen und durch deine Tüchtigkeit einen schönen Posten finden. Wenn du es tun könntest, wäre es mein Stolz gewesen. Nun bist du aber ein Exzenter. Das Erfreulichste, du hast dabei ein schönes Wollen und Können, darum magst du deinen Pfad auf deine Art gehen. Ich habe deine Anmeldung für das Gymnasium in Wülfenberg geschrieben. Soll ich es absenden?"

„Ja!" ertönte der Jubelruf Joggelis, der in einer mächtigen Bewegung halb erstickte. „Vater, ist das wahr?"

Voll Vaterglück sprach Christoph Sturm: „Und hinter dem Gymnasium steht die Universität, hinter dieser eine schöne, große Welt. Da werde ein starkes Rad, da stelle dich an den Posten, wo man einen Exzenter deiner Art braucht. Du verstehst, daß es einem Manne, der sich wie ich vom armen Spinnerbuben hat emporkämpfen müssen, nicht leicht fällt, dich die Stufen des Gymnasiums hinanzuführen, aber es gibt im Leben nichts Schöneres, als wenn man Kindern eine bessere Jugend bereiten kann, wie die eigene gewesen ist." Selber ergriffen, reichte Christoph Sturm seinem Ältesten die Hand: „Ich wünsche dir also Glück!"

„Das walte Gott," sprach Frau Elisabeth, und eine tiefe Stille ging durch die Stube.

Joggeli atmete in Wundern und Märchen. „Ich ins Gymnasium!" Nein, so groß hatte er sich den Vater, den Mann der schwieligen Hand, nicht gedacht. Was wird Friedli dazu sagen? Stillversonnen trug er sein Glück durch Wald und Flur. Dann schritt er an der Seite des Vaters durch den lachenden Frühling zur Aufnahmeprüfung. Die Bäume sprengten ihre Knospen wie eine junge Seele ihre Hüllen, und die Vögel zwitscherten Glück. Sie standen vor dem Gymnasium, dem einfachen edeln Palastbau inmitten reizender Baumanlagen, einer Zierde der Stadt Wülfenberg, und die Statuen

H. Kaulbach: Das kleine Mütterchen.

der vier berühmten Männer, die einst den kleinen Buben erschreckt hatten, erfüllten Joggelis Herz mit Feierlichkeit. Im weiten, stilvollen Treppenhaus glänzten auf schwarzen Marmortafeln die Namen verdienter Bürger der Stadt, aus dem Kunst- und Naturalienmuseum im ersten Stockwerk blickten die alten Bildnisse würdevoller Schultheißen und Magistrate. Joggeli war, ein Zauber wehe durch das Gebäude; wer hier ein und aus gehen dürfe, sei in reineres Licht gehoben und müsse von selbst erleuchtet werden. Vielleicht hatte er darum seine gute Stunde. In der langen Aufnahmeprüfung übertraf er sich selbst, die Lehrer nickten ihm anerkennend zu und beglückwünschten den Vater.

Mit dem jüngsten aller Gymnasiasten ging Christoph Sturm in die vornehmste Gaststube der Stadt, bestellte einen Imbiß, und die großen blauen Augen strahlten vor Stolz und Glück. Als die beiden die Gläser auf die Zukunft aneinanderklingen ließen, wurde der starke Mann, den das Leben zu Stahl geschmiedet, wunderlich weich: „O Jakob, ich möchte mit dir auf der Schulbank sitzen und lernen. Ich habe es stets als mein größtes Unglück empfunden, daß ich so wenig Schule genossen habe. Das Leben schenkte ja noch vieles, aber alles, was man zu einer gewissen Zeit aus widrigen Umständen versäumt hat, gibt es später niemals mehr. So werde du ein Edelreis am alten Stamm. Bauern hat es unter den Sturm genug gegeben, die Mechanik kann auch zufrieden sein. Nun greife du, Jakob, in die Höhe, dann wird es mich fast mehr freuen, als wenn es mir selbst gelungen wäre."

Es war ein schönes, gelindes Schwärmen zwischen Vater und Sohn. (Fortsetzung folgt.)

Das hohe Lied der Treue.

Treue gleicht den Alpenseen,
die aus dunkeln Gründen leuchten,
ist wie Bergwinds frisches Wehen
in der Ebne Dunst, dem feuchten.

Gleicht der Meistergeige Tönen
in des Jahrmarkts Blechgeklirre;
Treue gleicht der einsam schönen
Blume unterm Blattgewirre.

Eines Kindes Angesichte
unter rot geschminkten Damen,
gleicht des Mondes hehrem Lichte,
hoch ob grellen Lichtreklamen.

Treue, Treue einer Seele
in des Lebens Wechselstunden
gleicht dem goldenen Juwele,
in der Straße Staub gefunden.

Marg. Schwab-Plüß.

St. Gallen — eine alte deutsche Kulturstätte.

Von Josef K. F. Naumann.

Durch breit auslaufende Hügelwellen vom Uferland des Bodensees getrennt, verbirgt sich bescheiden St. Gallen, die gepflegte Stadt und das natürliche Eingangstor nach der Schweiz von Süddeutschland her. Es ist eine alte Kulturstätte in diesem an so reichen historischen Erinnerungen bedeutsamen Gebiet des Bodensees, das gleichsam als ein Kernpunkt deutscher Geschichte betrachtet werden kann. Von den Römern angefangen, denen die Besiegung der wilden Bergvölker an seinem Südufer die schwersten Opfer kostete, bis auf Karl den Großen, Friedrich Barbarossa und den letzten unglücklichen Hohenstaufen haben fast alle Beherrscher Germaniens nächst dem Bodensee ihren Wohnsitz gehabt. Aus seiner Nähe stammt das Geschlecht der Habsburger, das später 500 Jahre lang die Geschicke des Reiches lenkte. Die Alemannen an seinem Nordufer haben dem Lande bei der Bevölkerung jenseits des Rheins seinen Namen gegeben — „Allemagne" heißt Deutschland heute im Munde der Franzosen — und „Schwaben" ist heute noch der Deutschen Spott- und Ehrennamen im Ausland.

St. Gallen ist schon früh ein wirtschaftlicher Mittelpunkt im Bodenseegebiet geworden, und diese Stellung verdankt die Stadt der hohen Bedeutung des Klosters, aus dem sie hervorgegangen ist und das uns Viktor Scheffel im Ekkehard verherrlicht hat. Bis ins 7. Jahrhundert führt die Entwicklung zurück auf eine um 614 durch den irischen Glaubensboten Gallus getätigte Gründung. Von Karl dem Großen mit reichen Privilegien begabt, wurde die Benediktinerabtei zur berühmten Gelehrtenschule des deutschen Mittelalters, und damit wuchs sie zu einem hervorragenden geistigen Zentrum in Europa empor. Ihr Abt war souveräner Fürst des Deut-